

Führen alle synodalen Wege nach Rom?

Angst vor der „Hollanditis“

In den Niederlanden wurden zwischen 1966 und 1980 zwei unterschiedliche Modelle von Synodalität praktiziert. Welche Schlüsse lassen sich daraus für die synodalen Wege der Weltkirche in der Gegenwart ziehen? **VON STEFAN GÄRTNER**

In seinem Beitrag zum 75-jährigen Bestehen der „Herder Korrespondenz“ (vgl. HK, November 2021, 50–51) stellt Kardinal *Walter Kasper* die Frage, ob der Synodale Weg der katholischen Kirche in Deutschland in einer Kirchenspaltung und der Abwendung von Rom enden könne. Zurecht verneint er diese Möglichkeit. Viel wahrscheinlicher sei ein niederländisches Ergebnis dieses kirchlichen Reformprozesses: „Nach dem Scheitern des niederländischen Pastorkonzils (1966–1970) mit ähnlichen Reformvorstellungen, wie sie jetzt bei uns angestrebt werden, kam es nicht zu einem Schisma, vielmehr sank die Zahl der Katholiken (auch der anderen Kirchen) so sehr, dass die Niederlande heute eines der säkularisiertesten Länder Europas sind.“

Diese Aussage ist in doppelter Hinsicht interessant. Zum einen muss man die These von den Niederlanden als Vorposten der Säkularisierung differenzieren. Sie trifft nur zu, wenn man dies mit Entkirchlichung gleichsetzt. In der Tat ist die Schrumpfung der Großkirchen beim westlichen Nachbarn weiter fortgeschritten als in Deutschland, wobei die von Kasper erwähnten protestantischen Kirchen hiervon weniger betroffen sind. Zwar gibt es auch in anderen Ländern ähnliche Tendenzen. Trotzdem ist der Anteil der Konfessionslosen laut einer Studie des Pew Research Center in den Niederlanden heute mit 48 Prozent der höchste in Westeuropa. Mit Ausnah-

me des Schulwesens sind katholische Organisationen und pastorale Angebote wie die Klinik- oder Militärseelsorge weitgehend neutralisiert. Die liturgische Teilnahme und Gläubigkeit der Getauften erodieren seit Jahrzehnten.

Interessant ist aber, dass die Niederlande dadurch nicht zur religiösen Wüste geworden sind. Ganz im Gegenteil: Es gibt ein großes persönliches Interesse an Spiritualität, funktionale Äquivalente zum Christentum in Form einer *implicit* oder *invisible religion*, ein Wachstum bei Migrantenkirchen sowie manches Mal heftige politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen über religiöse Themen. Diese werden von den Medien breiter diskutiert als in Deutschland. Sie entstehen oftmals bei entsprechenden Konflikten, etwa mit konfessionell-orthodoxen Privatschulen oder über die Bedeutung des christlichen Erbes für das Nationalbewusstsein.

Während in Deutschland bei einer Naturkatastrophe oder einem tragischen Unglücksfall die christlichen Konfessionsgemeinschaften als verantwortlich für die gemeinschaftliche Ritualisierung angesehen werden, ist dies in den Niederlanden nicht mehr der Fall. Dafür gibt es aber inter- und zivilreligiöse Alternativen. Gleiches gilt auf der individuellen Ebene bei Beerdigungen und Hochzeiten. Alljährlich ist „The Passion“, ein live in einer jeweils anderen niederländischen Stadt aufgeführtes Passionsspiel, eines der populärsten

Fernsehprogramme (vgl. HK, Januar 2020, 13–15). Eine ähnliche Bedeutung haben landesweit zu den Kar- und Ostertagen die Aufführungen von Bachs Matthäus-Passion. „Säkular“ ist also eine durchaus zu relativierende Kennzeichnung der Niederlande.

Zum anderen kann man die von Kardinal Kasper hergestellte Verbindung zwischen Entkirchlichung und Pastorkonzil differenzieren – wobei dieser Titel missverständlich ist. Eigentlich ging es um eine Nationalsynode, die die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Niederlanden umsetzen, aber auch weiterführen sollte. Die Art und Weise, wie dies geschah, war ein Novum der Kirchengeschichte, wie Kardinal *Bernard Jan Alfrink* in einem Vortrag zum Thema „Kirche und Demokratie“ formulierte. Das „Pastorkonzil“ wurde so zum Vorbild für andere postkonziliare Synoden, so auch die in Würzburg von 1971 bis 1975.

Umgekehrte Säulenwirkung

Von interessierter Seite wurde das Pastorkonzil dagegen für den dramatischen Zusammenbruch mit verantwortlich gemacht, den der niederländische Katholizismus spätestens seit den Achtzigerjahren erlebte. Doch dieser lässt sich auch anders erklären. Man spricht dann von einer „umgekehrten Säulenwirkung“ in Anlehnung an den Aufbau der niederländischen Gesellschaft aus geschlossenen weltanschau-

lichen Milieus, die Säulen genannt wurden. Der Staat bildete diesen Aufbau spiegelbildlich ab und gab ihm so Plausibilität. Das sorgte lange für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Bis heute ist dieses Modell in Resten erkennbar, wodurch zum Beispiel der Islam als eine neue Säule integriert werden konnte. Man gesteht dieser Religionsgemeinschaft ebenfalls Sendezeit im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, staatliche Zuschüsse beim Moscheebau und der Sozialarbeit oder das Recht auf schulischen Religionsunterricht zu.

Die katholische Säule war in den Niederlanden lange Zeit homogener und stabiler als vergleichbare konfessionelle Milieus in Europa. Das zeigte sich etwa beim Kirchengang oder dem besonders niedrigen Prozentsatz konfessionsverschiedener Ehen. Die moralische Autorität des Klerus und sein Einfluss auf die Erziehung in den Familien, auf katholischen Schulen oder im Beichtstuhl waren unbestritten. Die Volksreligiosität und der Kontakt zu den Glaubensgeschwistern prägten den Alltag. Noch in den späten Sechzigerjahren kam statistisch ein Priester oder Ordensangehöriger beziehungsweise -angehörige auf hundert niederländische Katholiken – eine Zahl, die international ihresgleichen sucht.

Die These von der umgekehrten Säulenwirkung besagt nun, dass gerade weil der niederländische Katholizismus nach dem Zweiten Weltkrieg so orthodox und geschlossen gewesen war, die Zentrifugalkräfte seit den Sechzigerjahren hier stärker wirkten als anderswo in Europa. Gleichzeitig war durch die Liberalisierung und weltanschauliche Durchmischung der Gesellschaft ein Leben für Katholiken nun auch außerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft möglich.

Neufassung des apostolischen Leitungsamtes

Begünstigt wurde das durch die wachsende soziale und geografische Mobilität, die konfessionelle Neutralisierung des Wohlfahrtssystems und das Aufkommen elektronischer Medien, die jeden unabhängig von dessen Konfessionszugehörigkeit erreichten. Dadurch verlor die katholische Säule ihre Funktion als Interessengemeinschaft, um die Außenseiterposition der Katholiken im lange Zeit protestantisch dominierten Zusammenleben zu überwinden. Sie geriet also nicht nur von innen, sondern auch von außen unter Druck.

Es ging nicht mehr um eine statische Konfessionsgemeinschaft, die sich als geschlossene Säule gegenüber einer liberaler werdenden Gesellschaft manifestiert.

Mit Blick auf diese tiefgreifenden Umwälzungen kann das Pastoralkonzil nicht für den Traditionsabbruch in der niederländischen katholischen Kirche verantwortlich gemacht werden. Es entpuppt sich vielmehr als Kind seiner Zeit. Das gesellschaftliche Klima der Demokratisierung und der Kritik an herkömmlichen Autoritäten und Institutionen sollte sich auch in der Kirche widerspiegeln. Das wurde von einer wirtschaftlichen Blüte durch die Industrialisierung der Niederlande zusätzlich befördert. Außerdem begünstigte die vollständige Erneuerung des Episkopats zwischen 1955 und 1962 diesen Prozess.

Das Pastoralkonzil wollte nichts weniger als einen Wechsel von der hierarchischen Abhängigkeit zwischen Hirten und Herde zu einem standardisierten Dialog zwischen Klerikern und Laien. Die Voraussetzung dafür schuf der niederländische Episkopat: Er war bereit, das apostolische Leitungsamte auf eine neue Weise aufzufassen. Dies sei jedoch ganz im Einklang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, wie die Bischöfe nicht müde wurden zu betonen. Sie verwiesen insbesondere auf die dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“. Deren Kirchenbild sei geeignet, „die theologisch richtige Mischung zwischen hierarchischen und demokratischen Strukturen zu suchen“, so nochmals Kardinal Alfrink. Näherhin argumentierten die Bischöfe, dass das auf dem Konzil praktizierte Kollegialitätsprinzip auch auf allen anderen Ebenen der Kirche Anwendung finden müsse.

Es ging nicht mehr um eine statische Konfessionsgemeinschaft, die sich als geschlossene Säule gegenüber einer liberaler werdenden Gesellschaft manifestiert. Stattdessen entstand das Bild der niederländischen Kirche als Volk Gottes, das gemeinsam mit allen wohlmeinenden Menschen unterwegs ist. Dabei haben alle eine aktive Rolle und eine Verantwortung für das Ganze. Der integralistische Katholizismus sollte einem kirchlichen Leben Platz machen, das reich war an Vielfalt und auf synodalen (oder wie man damals oft sagte: demokratischen) Strukturen fußte. Das Pastoralkonzil steht für eine Kirche, die jeden Einzelnen und sein und ihr Gewissen achtet.

Der synodale Prozess begann darum ausdrücklich von unten. Um eine breite Beteiligung der Gläubigen zu gewährleisten, gab es 15.000 lokale Diskussionsgruppen. Darüber hinaus wurde in jeder Diözese ein sogenannter Konzilsbriefkas-



Stefan Gärtner, geboren 1965, ist Assistant Professor für Praktische Theologie an der Universität Tilburg. Zuletzt erschien von ihm: Der Fall des niederländischen Katholizismus. Kirche und Seelsorge in einer spätmodernen Gesellschaft (Katholizismus im Umbruch, 5), Freiburg 2017.

Foto: Tilburg University

ten eingerichtet, in denen schließlich über 2000 Ideen für das Pastoralkonzil eingingen. Ein solcher Meinungsbildungsprozess ausgehend von den Glaubensgemeinschaften vor Ort ist heute zumindest als Prinzip ein Standard in der katholischen Kirche, so aktuell bei der Vorbereitung der Weltsynode 2023. Damals war dies revolutionär.

Eine von den Bischöfen eingesetzte Kommission destillierte aus diesen Eingaben die wichtigsten Themen und beauftragte Studiengruppen mit der Erstellung von Arbeitstexten für die insgesamt sechs Plenarsitzungen des Pastoralkonzils zwischen Januar 1968 und April 1970. Diese Sitzungen waren das Entscheidungsgremium des Konzils. Von den 107 Teilnehmenden waren sowohl die Bischöfe und die von ihnen ernannten 15 Mitglieder stimmberechtigt als auch gewählte Delegierte, die sich aus Priestern (21), Ordensleuten (10) und Laien (49) zusammensetzten. Diese Verteilung sollte sowohl der Verantwortung aller Getauften für die Verkündigung des Evangeliums als auch der apostolischen Autorität Rechnung tragen.

Die Adressaten der Mehrheitsbeschlüsse waren in allen Fällen die Bischöfe. Sie hatten ein Prüfrecht, ob eine Entscheidung des Pastoralkonzils mit ihrer kollegialen Verantwortung sowohl der eigenen Kirchenprovinz als auch der Weltkirche gegenüber vereinbar war. Ihr Spielraum war größer, wo es um Beschlüsse von allgemeiner Art ging, wie etwa zum rechten Gebrauch von Macht in der Kirche oder zur Amtstheologie. Weitaus problematischer waren Empfehlungen, in denen direkt Stellung zu Äußerungen des Papstes oder der Kurie genommen wurde. Gegen ausdrückliche Warnungen von *Paul VI.* stimmte das Konzil zum Beispiel mit großer Mehrheit (bei Stimmenthaltung aller Bischöfe) für das Aussetzen der Zölibatsverpflichtung für Priester, wobei der entsprechende Arbeitstext darüber hinaus Raum für die Ordination von Frauen sah.

Problematisch für Rom war auch die Entscheidung, mit der die Versammlung „die absolute Ablehnung von künstlichen Mitteln der Geburtenkontrolle durch die Enzyklika ‚*Humanae*

Vitae‘ aufgrund der vorgetragenen Argumente nicht für überzeugend hält.“ Auch der Aufruf zur Lösung der theologischen und pastoralen Probleme im Zusammenhang der Unauflöslichkeit der Ehe wurde mit 102 Stimmen angenommen.

Schocktherapie

Die bereits spürbare Polarisierung im niederländischen Katholizismus zwischen Progressiven und der vorerst noch kleinen Gruppe Konservativer sollte in der Zeit nach dem Pastoralkonzil immer offensichtlicher werden. Der Vatikan fühlte sich zum Eingreifen genötigt, auch weil einflussreiche Personen mit direkten Eingaben und Verdächtigungen in Rom ein einseitiges Bild der manchmal radikalen Veränderungen in der niederländischen Kirche zu zeichnen wussten. Selbst ein Theologe wie *Edward Schillebeeckx* sprach von einer „nonchalanten Schocktherapie, mit der neue Ideen ohne jedes Feingefühl verbreitet werden“. In der Kurie war man der Meinung, dass ein Exempel statuiert werden müsse, damit die „Hollanditis“ nicht auf andere Länder überschlägt. Außerdem war die Ernennung konservativer Bischöfe, die sich teilweise offen gegen das Prinzip der Synodalität ausgesprochen hatten, eine Möglichkeit, um Einfluss zu nehmen.

Daraus entstand allerdings bald eine Pattstellung im Bischofskollegium selbst. Die Fronten waren schließlich so verhärtet, dass Kardinal *Johannes Willebrands*, Nachfolger von Kardinal Alfrink als Primas und einer der Vorgänger Kardinal Kaspers als „Ökumeneminister“ des Vatikans, den Papst um Vermittlung bat. Das sollte in Form einer Sondersynode (kirchenrechtlich ebenfalls ein Novum) unter Leitung von *Johannes Paul II.* im Januar 1980 in Rom geschehen. Dieser hatte sich im Vorfeld mit einem Brief an die niederländischen Katholiken gewandt, in dem er unter anderem forderte: „Die Bischöfe müssen wieder ihre Stimme erheben. Nicht nur die Stimme von Gläubigen unter den vielen, sondern auch die Stimme als Gesandte, als Vorsteher.“ In den Beschlüssen dieser Synode wird das Pastoralkonzil mit keinem Wort erwähnt.

Stattdessen werden ausgehend von einer *Communio*-Ekklesiologie neben konkreten Verboten die Bedeutung der apostolischen Nachfolge unter Führung des Papstes und die Unterschiede zwischen gemeinsamem und besonderem Priestertum eingeschärft.

Dieser Rückblick zeigt, dass in den Niederlanden in einem Jahrzehnt zwei Modelle von Synodalität praktiziert worden sind, die deren mögliche Extreme darstellen. Der synodale Weg begann mit einer denkbar breiten und öffentlichen Teilhabe aller Glieder der Kirche und endete (vorläufig) in Vereinbarungen des niederländischen Episkopats mit dem Papst und der Kurie ohne jede direkte Beteiligung der übrigen Glaubensgemeinschaft.

Lassen sich daraus Schlüsse für die Gegenwart ziehen? Welchen synodalen Weg die Kirche einschlägt, hängt damals wie heute von der Bereitschaft der Bischöfe ab, diese Kirchenverfassung notfalls auch gegen römische Eingriffe als adäquates Mittel zu betrachten, um die Katholizität zu sichern. Einheit im Glauben bedeutete niemals Einheitlichkeit, sondern immer eine bezogene Vielfalt zwischen Welt- und Ortskirche sowie innerhalb eines Landes oder einer Diözese. Diese Vielfalt kommt am besten synodal zum Ausdruck, weil so viele Stimmen gehört werden. Ohne die Bereitschaft von oben sind alle synodalen Initiativen von unten zum Scheitern verurteilt.

Auf dem Pastoralkonzil wurde der *sensus fidelium* dagegen systematisch gewürdigt. Das war innovativ und kennzeichnet seine bleibende Bedeutung. Ein solcher Weg der umfassenden Mitsprache und -verantwortung steht nicht im Widerspruch zum apostolischen Leitungsanspruch. Dieser Anspruch war zu allen Zeiten von staatlichen Regierungsformen und weltlichen Strukturen beeinflusst wie dem Absolutismus oder der frühneuzeitlichen Massenorganisation. In demokratischen Gesellschaften wie den Niederlanden oder Deutschland ist es dementsprechend konsequent, apostolische Autorität synodal zu interpretieren. Wie dabei auch die universale Kollegialität der Bischöfe gestaltet werden kann, ist eine noch nicht abschließend beantwortete Frage. ■